

Gäste:

Kardinal Roger Etchegaray, Präsident der Päpstlichen Kommission *Justitia et Pax*; Msgr. Pietro Rossano, Rektor der Lateran-Universität, Berater; Msgr. Clemente Riva, Weihbischof von Rom (wird abgelöst); Msgr. Laurent Monsengwo Pasinya, Weihbischof von Kisangani, Präsident der Bischofskonferenz von Zaire; Msgr. Francis J. Mugavero, Bischof von Brooklyn; P. Edward Kaczynski, Dekan der Theologischen Fakultät der Päpstlichen Universität St. Thomas; P. Marcello Zago OMI, Sekretär des Sekretariats für die Nicht-Christen, Berater; Prof. Angelo Tosato, Berater; P. Ary Roest Crolius SJ, Professor der Päpstlichen Universität Gregoriana; Prof. Tommaso Federici, Berater; Prof. Pierfrancesco Fumagalli, Bibliothek Ambrosiana, Mailand; Dr. M. Poorthuis, Secr. for Studies, Katholieke Raad voor Israel; P. Thomas Michel SJ, Sachverständiger für die Nicht-Christen; Sr. Margaret McGrath, SIDIC, Rom; Sr. Shirley Sedawic, SIDIC, Rom; Sofia Cavalletti, Comm. ecumenica Vicariato, Rom; P. Charles Angell, Centro pro unione; Msgr. Luigi Gatti, Rat für die AA.PP. der Kirche.

3 Kardinal Willebrands anlässlich der 7. Plenarsitzung am 28. 11. 1985 der Bischofssynode 1985*

Die Konstitution *Lumen gentium* hat uns die »Communio-Ekklesiologie« geschenkt. Was bedeutet wirkliche, aber nicht volle Gemeinschaft mit der einen und einzigen Kirche, die in der katholischen Kirche subsistiert? Ein vertieftes Studium ist notwendig, um ihre wahre Bedeutung für die christliche Einheit herauszuarbeiten.

Neue Formen von Beziehungen wurden zwischen der katholischen Kirche und den anderen Kirchen und Gemeinschaften angeknüpft. Gespräche, Beziehungen an der Basis, Beziehungen zwischen den Kirchenführern untereinander und zum Papst. Wir suchen nach dem gemeinsamen Zeugnis. Obwohl nicht Mitglied im Weltkirchenrat, weiten wir unsere Mitarbeit aus, indem wir wirklich an der einen ökumenischen Bewegung teilnehmen.

Neue Beziehungen bringen auch neue Probleme mit sich: die »Interkommunion« und die Schwierigkeiten der konfessionsverschiedenen Ehen.

In der Erklärung *Nostra aetate* hat das Konzil den Grund für neue Beziehungen zwischen katholischer Kirche und Judentum gelegt. Unwissenheit und Misstrauen sind ein Erbe, das in wenigen Jahren nicht überwunden werden kann. Trotzdem sind die Fortschritte beachtlich.

* In: L'Osservatore Romano. Wochenausgabe in deutscher Sprache (15/50), Vatikanstadt, 13. 12. 1985.

4 Papst Johannes Paul II. ernennt Jorge Mejia zum Titularerzbischof und Vizepräsidenten der päpstlichen Kommission für Gerechtigkeit und Frieden »Justitia et pax«

Johannes Paul II. ernannte im Frühjahr 1986 Msgr. Jorge Mejia (63), einen Argentinier, zuvor Sekretär des Sekretariats zur Förderung christlicher Einheit, zum Vizepräsidenten der päpstlichen Kommission für Gerechtigkeit und Frieden »Justitia et pax« und zum Titularerzbischof. Me-

jia ist Nachfolger des belgischen Kurienerzbischofs Jan Schotte, dem der Papst 1985 die Leitung des Generalsekretariats der Weltbischofssynode übertragen hat.

In: Deutsche Tagespost (39/30), Würzburg, 11. 3. 1986.

5 Dr. Ernst Ludwig Ehrlich: Edith Stein – Teresia Benedicta a Cruce OCD sowie zum Karmeliterinnenkonvent in Auschwitz und zur Seligsprechung von Edith Stein

Der Name der in Auschwitz ermordeten Karmeliterin Edith Stein ist in den letzten Monaten durch die internationale Presse gegangen, weil ihr Orden einen Konvent im Gebiete des ehemaligen KZ von Auschwitz zu errichten im Begriffe ist.

Edith Stein stammte aus Breslau, studierte dort sowie in Göttingen und Freiburg i. Br., kam unter den Einfluss des Begründers der phänomenologischen Schule, Edmund Husserl, und konvertierte später zum Katholizismus. Sie war eine Persönlichkeit von starken geistigen Antrieben, einem Suchen, einer inneren Unruhe, einem starken kritischen Intellekt, andererseits einer besonders grossen Opferbereitschaft (etwa als Krankenschwester im Ersten Weltkrieg), einer ausgeprägten Menschlichkeit und Geradheit, wie man sie selten findet; ihre Integrität kann gerade heute Juden und Christen ein Beispiel sein, wenn wir tagtäglich feststellen müssen, dass diese Integrität im täglichen politischen Alltag zu verschwinden droht. Die Frage liegt nahe, was Edith Stein zum Katholizismus getrieben hat. Ihr Lehrer und Meister Edmund Husserl kann es nicht gewesen sein, denn seine Religion hatte wenig mit positiver Religion und Offenbarung zu tun; nebenbei erwähnt war Husserl auch Protestant geworden und nicht Katholik.

Edith Stein war eine Sucherin, die gewiss die Symbolik ihres Lebens nicht verstanden hätte, dass sie an dem Tag geboren wurde, an dem in jenem Jahre 1891 die Juden ihr Versöhnungsfest feierten, und sie in dem Monat 1942 starb, in dem die Juden seit alters her um den Untergang des Tempels trauern. Freilich hätte sie wohl dafür Verständnis gehabt, wenn man diesen Monat auch für das Gedenken an die verwendet, die um der Heiligung des göttlichen Namens willen ihr Leben geopfert haben.

Warum hat Edith Stein den Sinn des Jom Kippur wohl kaum begriffen? Sie hat uns eine Selbstbiographie hinterlassen, die von den Herausgebern fälschlicherweise als »Aus dem Leben einer jüdischen Familie« betitelt worden ist. Genau das stellt dieses Buch nicht dar. Auf dürtigen vier Seiten wird wenig über jüdische Feste mitgeteilt, und sie schreibt von sich, dass diese Festfreude ihr bedeutet habe, »mit unbeschränkter Zeit ein schönes Buch zu lesen; wir versorgten uns schon immer vorher mit Lese-stoff«. Irgendeine geistige Bedeutung hat das religiöse Judentum für sie nicht besessen. Ihre Mutter mag in all den jüdischen Festen und deren Vollzug noch einen Sinn gesehen haben, für ihre Kinder jedoch bedeuteten sie nur noch die Tatsache, an diesen Tagen nicht zur Schule gehen zu müssen. Man kommt um die Tatsache nicht herum, dass Edith Stein zu Hause das Judentum nur wie eine Hülse hatte erblicken können, einen Inhalt gab es nicht mehr. Ganz offensichtlich hat Edith Stein nicht nur die Philosophie und die menschliche Zuwendung von Edmund Husserl gebraucht, sondern vor allem eine Reli-

gion, die ihre ganze Existenz erfasste und erforderte. Sie brauchte eine Religion, der sie einen Inhalt geben konnte, der Vollzug äusserer Formen genügte ihr nicht.

Bei alledem muss festgestellt werden, dass Edith Stein ihre jüdische Herkunft und Familie mit Achtung betrachtete, Ressentiments auf die Gemeinschaft, die sie verlassen hat, sind ihr fremd, und irgendwann einmal mag sie erkannt haben, dass sie sich von dieser Gemeinschaft, zumindest im Sinne einer Schicksalsgemeinschaft, niemals entfernt hatte.

Das Elternhaus, vor allem die Art und Weise, wie ihre Mutter und die Brüder Judentum lebten, hat dazu beigetragen, dass ihr Inhalte verschlossen blieben. So behauptete sie, im Judentum gäbe es keinen Glauben an ein persönliches Fortleben nach dem Tode, und jüdische Selbstmorde seien deshalb so häufig, weil den Juden der Ausblick auf ein ewiges Leben mangle; das ganze Streben sei ein diesseitiges. Das alles ist natürlich Unsinn, zeigt aber, dass sie von der Tiefe und Weite der jüdischen Geistigkeit und zugleich der Emotionalität nicht berührt worden ist. Sie ist daher ein Produkt des Breslauer Judentums der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Als Schülerin erhielt sie nur eine äusserst oberflächliche religiöse Unterweisung, die in den oberen Klassen des Gymnasiums ohnehin entfiel. Der jüdische Religionsunterricht muss derart mangelhaft gewesen sein, dass er bei Edith Stein nicht den geringsten Eindruck hinterlassen hat. Sie ist in Breslau nicht mit dem positiven und regen Judentum in Berührung gekommen, das es dort auch gegeben hatte. Hier bestand für sie schlicht eine geistige Leere, die sie durch ihre Konversion auszufüllen suchte.

Es ist deutlich, dass in dem Komplex ihrer Kindheitserinnerungen das jüdische Element kaum einen Raum einnimmt, viel mehr interessiert sie sich für die aufkommende Frauenbewegung und dann vor allem für die Philosophie. Eine wohlbehütete Jugend hatte Edith Stein nur in einem sehr äusseren Sinn besessen. Irgendwo fehlte ihr die Wärme des Elternhauses. Der frühe Tod des Vaters mag für sie einen unwiederbringlichen Liebesverlust bedeutet haben, den die abgehärmte und offenbar überforderte Mutter in keiner Weise zu kompensieren vermochte. Die Ursprünge für die spätere Entwicklung sind zweifellos in ihrer Jugend zu suchen, in der sie die Wärme und Geborgenheit der Familie vermissen musste. Geistlosigkeit beherrschte die Szene, Kultur war nicht in allen Kreisen des bürgerlichen deutschen Judentums vorherrschend, wie man heute in nostalgischem Rückblick anzunehmen geneigt ist. Eine gewisse Dürre, Kargheit und Leere hat bei nicht wenigen vorgeherrscht, und in der Leere unterscheiden sie sich nicht von vielen heutigen. Und dennoch, auch diese Familie hat ihr Judenschicksal erlitten. Drei der Geschwister retten sich zwar nach Amerika, bleiben dort aber entwurzelt. Vier weitere Geschwister sterben in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern – Staub in den Lüften. »Komm, wir gehen für unser Volk!« Dieser Satz aus dem Munde Edith Steins ist uns überliefert; er sollte wohl ein Trostwort für ihre Schwester Rosa sein, als beide im August 1942 von der Gestapo verhaftet wurden. »Komm, wir gehen für unser Volk!« Darin drückt sich mehr aus, als wir heute nach mehr als 40 Jahren erfassen können: Verbundenheit mit einer Schicksalsgemeinschaft, einem Volk und seiner Geschichte. Insofern konnte Edith Stein aus dem Judentum niemals weggehen, wenngleich sie auch in ihrem Gefühlsleben anderwärts ihren Sinn suchte und wahrscheinlich auch fand. Ihr Tod hat heute für Juden und für Christen durchaus einen Sinn: für Juden darin, dass sie sich im Spiegel der Edith Stein in ihrer ganzen jüdischen Inhaltslosigkeit erkennen, im Vollzug nicht mehr verstandener Bräuche, die auch durch

äussere Betriebsamkeit und leere Institutionen nicht übertrücht werden kann. Für die Christen, zumal die Katholiken, bleibt Edith Stein eines der grossen menschlichen Symbole, wie diese Kirche Juden, Menschen aus dem jüdischen Volke, welchen Glauben diese auch immer gehabt haben mögen, weitgehend im Stiche gelassen hatte. Nicht erst im Jahre 1942, als Edith Stein, Teresa Benedicta a Cruce, in Auschwitz zu Asche wurde, sondern vor allem dann, als die kirchliche Hierarchie in den Jahren 1933 bis 1939 deutlich bezeugte, dass die Juden nicht in den Interessenbereich dieser Kirche gehörten. Das Schuldbekenntnis darüber hat die Würzburger Synode im Jahre 1975 abgelegt. Wenn wir über Edith Stein reden, so wollen wir auch daran erinnern. Die katholische Kirche würde gut daran tun, Edith Stein nicht nur als ihre Märtyrerin zu reklamieren, sondern darüber nachzudenken, warum es zu diesem Martyrium kommen konnte. Edith Stein eignet sich nicht zum Vorzeigen und für die historische Apologie. Sie sollte vielmehr zum Nachdenken anregen. Daher erscheint es uns angepasst, daran zu erinnern, was schon am 79. Deutschen Katholikentag 1962 in Hannover Weihbischof Heinrich Pachowiak ausgesprochen hat: »Die Kraft unseres christlichen Glaubens war in jenen Tagen zu schwach. Das Zeugnis der christlichen Liebe haben wir nicht ernst genug genommen. Die Wachsamkeit, die der Herr von uns fordert, hatte nicht unser Herz ergriffen. Die Verantwortung für den Widerstand war in uns zu wenig lebendig. So wurde das Böse übermächtig in unserem Volk, und die Stunde der Finsternis kam über uns. Zwar dürfen wir vertrauen, dass der gewaltsame Tod der Edelsten unseres Volkes, die Widerstand leisteten, ein Sühneopfer sein wird vor Gott und den Menschen. Doch soll auch dieses Bekenntnis ein Akt der Sühne sein und uns alle zu verantwortungsbewusster Sühnetat neu aufrufen¹.«

¹ s. aus: »Hier wurde unschuldiges Blut vergossen.« Ansprache bei der Gedenkfeier in Bergen-Belsen, 24. 8. 1962 in: FrRu XIV/1962, S. 4. (Anm. d. Red. d. FrRu).

Zum Karmeliterinnenkonvent in Auschwitz

Seit einiger Zeit gibt es eine überflüssige und unerfreuliche Kontroverse zwischen der katholischen Kirche in Polen und der jüdischen Gemeinschaft in der Welt. Ein Karmeliterinnenkonvent, bestehend aus vorläufig etwa einem Dutzend Nonnen, baut am Rande des KZ Auschwitz eine Kirche, dies mit der Erlaubnis der zuständigen polnischen Behörden und in vollem Einvernehmen mit dem Erzbischof von Krakau, Kardinal Macharski. Zunächst mag die ganze Angelegenheit einem unbefangenen Betrachter unwesentlich, harmlos und nicht der Rede wert erscheinen. Was soll Schlechtes daran sein, wenn fromme Frauen beten, an welchem Ort auch immer? Im übrigen, so wird angeführt, gibt es einen solchen Konvent schon seit Jahren in Dachau; niemand hat sich dagegen ausgesprochen, und die Nonnen haben keinen Besuch je gestört, auch die vielen ausländischen Juden nicht, die Dachau seit Jahren aufsuchen.

In der Angelegenheit von Auschwitz sind die Dinge jedoch in jeder Beziehung komplizierter. Rein juristisch hätte die Genehmigung der kommunistischen Behörden niemals erfolgen dürfen, denn der gesamte Bereich des KZs von Auschwitz steht unter der UNESCO-Konvention: »Convention concernant la protection du patrimoine Mondial culturel et naturel«. Diese Konvention wurde im Jahre 1976 von Polen ratifiziert, und ihr sind 130 Staaten beigetreten. Es war gerade Polen, das am 2. Mai 1978 beantragt hatte, das KZ Auschwitz unter diese Konvention

zu stellen, und diesem Verlangen wurde von der UNESCO am 6. Juni 1978 entsprochen. Nach dieser international bindenden Abmachung darf an einer in solcher Weise anerkannten Stätte gar nichts verändert werden, geschweige denn, dass man dort ein Kloster oder eine Kirche bauen dürfte. Es besteht kein Zweifel darüber, dass der Platz, an dem die Karmeliterinnen ihr Gebäude errichten, in den Bereich der Konvention gehört: Der Platz umfasst durchaus noch das ehemalige KZ Auschwitz.

Der sonst für jüdische Angelegenheiten aufgeschlossene und verständnisvolle Kardinal Macharski hat in diesem Falle für die Gefühle der Juden leider wenig Verständnis gezeigt. Niemand will verschweigen, dass dort auch polnische nichtjüdische Märtyrer ermordet wurden wie der Pater Maximilian Kolbe oder dass in Auschwitz eine ehemals jüdische Frau zu Tode kam, die Karmeliterin Edith Stein. Niemand will den andern ihre Märtyrer nehmen und die eigenen in den Vordergrund stellen. Aber für Juden besteht nun einmal die Tatsache, dass die Mehrheit der in Auschwitz Ermordeten Juden waren und dass Auschwitz – mehr noch als etwa Treblinka oder Mauthausen etc. – zum eigentlichen Symbol des Unterganges eines Drittels des jüdischen Volkes geworden ist.

Man kann nicht proklamieren, mit den Juden in einem christlich-jüdischen Dialog zu stehen, wenn man auf die Gefühle der Juden keine Rücksicht nimmt. Alle die schönen und von Papst Johannes Paul II. sehr ernstgemeinten Worte über Verstehen und Respekt für den andern bleiben literarisch, wenn sie im Ernstfall keine Anwendung finden. Die Rede des Papstes in der Synagoge von Rom war gerade ein solches Beispiel für Verstehen und Respekt. Daher lag es nahe, dass die fünf Präsidialmitglieder der europäischen Rabbinerkonferenz an den Papst einen Brief schrieben, in dem sie ausführten, dass ein durch derart entsetzliche Verbrechen geschändeter und entweihter Ort nicht durch eine religiöse Stätte verändert werden sollte. Schliesslich hat man ja auch kein entsprechendes jüdisches Monument aufgestellt. Ein solcher Ort darf keinen besonderen Hinweis auf irgendeine Religion haben. Es gibt ohnehin keine menschliche Sprache, die ausdrücken könnte, was in Auschwitz geschah und in welcher Weise damit auch der Raum von Auschwitz belastet worden ist.

Die jüdische Haltung zu diesem Problem wird von zahlreichen führenden katholischen Persönlichkeiten geteilt, etwa von Kardinal Albert Decourtray von Lyon oder vom Erzbischof von Paris, Kardinal Lustiger. Es ist daher um so bedauerlicher, dass Kardinal Macharski das Vorhaben der Karmeliterinnen unterstützt. Dabei geht es überhaupt nicht darum, dass diesen nicht etwa erlaubt werden soll, in der Gegend von Auschwitz, etwa in der Stadt oder sonst im Umkreis, ihr Kloster oder ihre Kirche zu bauen. Es handelt sich allein um den Bereich des ehemaligen KZs von Auschwitz, das ja ausserhalb der eigentlichen Stadt liegt. Der Bezirk dieses KZs ist genau umrissen, und das Karmeliterinnenprojekt fällt in diesen Bereich, wenn auch am Rande.

Dieser ganze Komplex umfasst eine Reihe sehr verschiedener Probleme. Dass Juden sich so vehement dagegenstemmen, dass auf der Stätte des Mordes an so unendlich vielen Juden etwas errichtet werden soll, das mit Religion zu tun hat, reicht in tiefe Schichten des jüdischen Bewusstseins. Es gehört in den weiten Bereich dessen, was man einmal einer Moderichtung entsprechend als »Holocausttheologie« bezeichnet hat, als ob man aus oder mit diesem Geschehen eine »Theologie« entwickeln könnte. Das Schicksal der Juden in jener Zeit entzieht sich jeder Theologie, und alle diesbezüglichen Versuche sind zum Scheitern verurteilt. Die europäischen Rabbiner empfin-

den daher etwas ganz Richtiges, wenn sie sich dagegen wehren, diesen Ort Auschwitz in eine konkrete Beziehung zur Religion zu bringen. Dieser Zusammenhang mag zwar indirekt bestehen, und dem Nachdenken darüber kann man nicht ausweichen, aber das Aufstellen einer Kirche wäre – und dies gewiss nicht nur nach jüdischem Verständnis – eine zu einfache und geradezu materialistische Lösung, ja das Negieren des eigentlichen Problems. Dazu kommt ein weiteres: Das kritische Aufarbeiten des polnisch-jüdischen Verhältnisses hat noch nicht begonnen. Der tiefverankerte polnische, durch Pseudoteologie geschürte Antisemitismus gehört in die Geschichte von Polen und Juden und ist durch keinen Kirchenbau aus der Welt zu schaffen. Es ist ein Verdienst des monumentalen Films »Shoa« von Claude Lanzmann, das Verhalten von Polen angesichts des Massenmordes an den Millionen von Juden einmal mehr zu Bewusstsein gebracht zu haben. Wie man die Angelegenheit der Karmeliterinnen auch immer betrachten mag, es war ein unglücklicher Gedanke, ein von Beginn an verfehltes Unternehmen, Auschwitz mit einer Kirche oder einem Konvent verbinden und damit belasten zu wollen. Hier lässt sich auch durch Gebet nichts mehr nachholen, was Menschen, vor allem auch gerade christliche Menschen, beizeiten hätten verhindern müssen. Jetzt ist es zu spät. Ein Gebäude mit frommen Frauen kann das nicht mehr sühen, was viele Tausende vorher Juden angetan haben. Gutgemeint ist nicht immer das, was dem Anlass angemessen ist. Die Gesamtkirche hat durch ihr Handeln in Gegenwart und Zukunft durchaus geeignetere Möglichkeiten, Zeichen wahrer Umkehr zu setzen.

E. L. Ehrlich

In: Jüdische Rundschau Maccabi (45/17), Basel, 23. 4. 1986.

Die Seligsprechung der Edith Stein

Im Vorfeld der Seligsprechung der Edith Stein durch Papst Johannes Paul II. war in jüdischen Kreisen mancherlei Unruhe und auch Unmut erfolgt, nicht zuletzt durch die ungeheuerlichen Äusserungen eines Kölner Prälaten, andererseits aber auch in der Befürchtung, dieser kirchliche Akt könnte das katholisch-jüdische Verhältnis trüben. Erfreulicherweise ist das Gegenteil eingetreten. Der Papst hat es in meisterhafter Weise verstanden, das fast Unmögliche zu vollbringen: Eine vergaste Jüdin zur katholischen Märtyrerin zu erklären.

In seiner grossen Rede nahm er das Schicksal von Millionen ermordeter Juden in den Tod von Edith Stein mit hinein. Er liess überhaupt keinen Zweifel daran, dass sie allein wegen ihrer jüdischen Abstammung gemeinsam mit den Millionen anderer Juden ihr Leben lassen musste. Der Papst zeichnete in einem grossartigen Gemälde Persönlichkeit und Familie von Edith Stein und baute das Biographische in ihre Theologie ein, die natürlich für jüdische Menschen nicht nachvollziehbar ist. Es besteht nicht der geringste Zweifel daran, dass der Papst sich bemühte, auch den Juden gegenüber diesem heiklen Thema gerecht zu werden, die Gefühle der Juden zu berücksichtigen. In keiner Weise benutzte er diesen Anlass für eine Apologie für den Widerstand von Christen während der NS-Zeit. Die Ermordung der Edith Stein spricht für sich selbst und zeugt davon, dass allzu viele Christen uns damals im Stich liessen. In eindrucksvoller Weise hat hier also Johannes Paul II. die Gelegenheit benutzt, Millionen von Zuschauern das jüdische Schicksal vor Augen zu führen. Zudem war es kein Zufall, dass der Papst in dem theologischen Teil seiner Ausführungen den Vers aus dem Johannes-Evangelium mehrmals zitierte: »Das Heil kommt von

den Juden.« Dieser Text war auch vorher bereits in der Bibellesung enthalten.

Wenn etwas in seiner Rede fehlte, so war es der Hinweis darauf, dass Edith Stein keine Märtyrerin sein wollte, sondern alles nur Mögliche versuchte, um am Leben zu bleiben. Hier wäre eine Möglichkeit für den Papst vorhanden gewesen, das Gemeinsame von Judentum und Christentum zur Erhaltung des Lebens zu demonstrieren. Edith Stein hatte sich im Jahre 1942 bemüht, in die Schweiz einzureisen. Die Fribourger Klöster Le Pâquier und Seedorf erklärten sich bereit, Edith Stein und ihre Schwester Rosa aufzunehmen. Leider liessen sich die vaticanischen Instanzen in Rom allzu viel Zeit, bis sie die Bewilligung erteilten, und die eidgenössische Fremdenpolizei lehnte schliesslich die Einreise der beiden Schwestern am 3. August 1942 ab. Dass Edith Stein die Hoffnung bis zuletzt nicht aufgegeben hat, davon zeugt ein Zettel, den sie am 4. August 1942 einem Brief an das Kloster nach Echt aus dem Lager Westerborg beilegte: »Schweizer Konsulat, Amsterdam C, Heerengracht 545, möge sorgen, dass wir möglichst bald über die Grenze kommen. Für Reisegeld wird unser Kloster sorgen.« Als sie diesen Zettel schrieb, hatte Rothmund, der Chef der eidgenössischen Fremdenpolizei, das Gesuch schon abgelehnt. Drei Tage später wurde Edith Stein im Viehwagen nach Auschwitz transportiert und kurz darauf vergast. Auch diese Ereignisse gehören in die Biographie der Edith Stein. Sie wurde zur Märtyrerin gegen ihren Willen, so wie auch unsere anderen Märtyrer wahrlich nicht freiwillig in den Tod gegangen sind. Mögen die Katholiken es so halten wie ihr Papst es tut: Mit dem Gedenken an Edith Stein und ihrer Verehrung die Erinnerung an die sechs Millionen anderen Juden wachzuhalten.

Anschliessend an die Seligsprechung fand im erzbischöflichen Ordinariat ein Empfang mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland statt, an dem auch der Schreibende als Vertreter des Gesprächskreises »Juden und Christen« beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken teilnahm. Werner Nachmann, der Vorsitzende des Zentralrats der Juden, dankte dem Papst nicht nur für seine Rede, sondern verwies auf die zahlreichen positiven Erklärungen der katholischen Kirche in den letzten Jahren. Er meldete dabei zwei Wünsche an:

1. Diese neue katholische Theologie dürfe nicht in Erklärungen verharren, sondern müsse bis an die Basis gelangen.

2. Wies Werner Nachmann darauf hin, dass die Anerkennung des Staates Israel seitens des Vatikans immer noch ausstünde.

Der Papst antwortete in seiner Rede, dass er mit grosser Freude zur Kenntnis nehme, dass es wieder ein lebendiges Judentum in Deutschland gebe, das eine grosse jahrhundertalte Tradition besässe. Er freute sich, die Vertreter dieses Judentums in diesem Lande begrüßen zu können und wies auf die brüderlichen Beziehungen hin, die nunmehr zwischen Juden und Katholiken bestünden. Wie auch früher schon deutete er auf Jerusalem hin, der Stadt, um deren Frieden wir gemeinsam beteten. Anschliessend gab es auch Gelegenheit zu kurzen persönlichen Gesprächen mit dem Papst, Kardinal Höffner und Bischof Scheele.

In: Jüdische Rundschau Maccabi (46/19), Basel, 7. 5. 1987.

a) Die Erklärung von Genf

Die abgesonderten Stätten von Auschwitz und Birkenau sind heute als die symbolischen Orte der Endlösung anerkannt, in deren Namen die Nazis die Ausrottung (Schoa)

von sechs Millionen Juden vorgenommen haben, darunter waren ein und eine halbe Million Kinder, allein deshalb, weil diese Juden waren. Sie starben in der Verlassenheit und Gleichgültigkeit der Welt.

Sammeln wir uns im Gedenken an die Schoa und im Schweigen unseres Herzens. Möge das Gebet, das von unseren schweigenden Lippen aufsteigt, uns heute und morgen helfen, das Recht auf Leben mehr zu respektieren, die Freiheit und die Würde des anderen, jedes anderen.

Denken wir daran, dass jeder einzelne, der in Auschwitz und Birkenau ermordet wurde: Juden, Polen, Zigeuner, russische Kriegsgefangene, jeden Tag die Worte des Propheten Zephania (1, 15) hinausschreien konnte:

»Ein Tag des Grimms ist jener Tag,
ein Tag von Ennis und Bedrängnis,
ein Tag von Untergang und Grausen,
ein Tag von Dürsterkeit und Finsternis,
ein Tag von Wolken und von Wetterdunkel.«

★

JR. Die politische Bedeutung des Genfer »Gipfels« ist auch durch eine Botschaft von Bundesrat Pierre Aubert, dem Chef des schweizerischen Departements für auswärtige Angelegenheiten, unterstrichen worden. In dieser Botschaft, die von Auberts persönlichem Berater Philippe Jaccard anlässlich eines (koscheren) Arbeitsessens verlesen wurde, heisst es u. a.: »Ich bin speziell darüber erfreut, dass sie schweizerisches Staatsgebiet gewählt haben, um zu versuchen, gemeinsam und in brüderlichem Geiste ein Problem zu lösen, welches sich Ihren Gemeinden stellt. Ich zweifle nicht daran, dass der ›Geist von Genf‹ sich günstig auf den Dialog, die Diskussion und das gute Verständnis der gegenseitigen Position auswirken wird. (. . .)«

* In: Jüdische Rundschau Maccabi (45/31), Basel, 31. 7. 1986.

b) Eine Stellungnahme der Christen im Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Das Vorhaben, ein Sühnekloster der Karmeliterinnen in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Konzentrationslagers Auschwitz zu errichten, ist Gegenstand einer fortdauernden Auseinandersetzung. Vereinzelt jüdische Stimmen haben Verständnis für den religiösen Versuch einer katholischen Ordensgemeinschaft geäussert, an diesem Ort zu beten und zu sühnen. Grosse jüdische Organisationen und Autoritäten jedoch protestieren gegen die geplante Errichtung des Karmels in Auschwitz; sie drängen darauf, dass das Kloster nicht gebaut wird. Wir Christen im Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in der Bundesrepublik und Berlin (West) sind nicht in einer privilegierten Position, die katholische Kirche Polens und polnischen Gemeinschaften der Karmeliterinnen mit Forderungen zu konfrontieren. Und doch sehen wir uns zu einer Stellungnahme genötigt: Das Vorhaben der Klostererrichtung betrifft die Gemeinschaft der Kirchen und Christen über Polen hinaus, und ausgelöste jüdische Empfindung hat eine hohe Autorität.

Auschwitz ist der Ort, wo der von unserem Land ausgehende Versuch systematischer Vernichtung des jüdischen Volkes seine schreckliche Verwirklichung gefunden hat. Es gibt zahlreiche andere Konzentrationslager, und doch ist Auschwitz ein besonderer Name: Er steht für den Ort jüdischen Leidens schlechthin. Dies sollte keine Verdun-

kelung erfahren. Die Errichtung einer christlichen Stätte des Betens könnte jenseits des guten Willens der Ordensfrauen eine solche Verdunkelung bewirken. Weiterhin hören wir die ernste Frage, ob eine solche Stätte des grausamen Mordens, der ungeheuerlichen Todesmaschinerie und der unzähligen Toten überhaupt verwandelbar ist in eine Stätte des Gebets. Könnte es nicht eine redlichere Mahnung und ein tieferer Ausdruck von Glauben sein, die Abgründigkeit dieser Stätte offenzuhalten?

Es geht nicht darum, das Schicksal nicht-jüdischer Opfer besonders aus Polen in Auschwitz und in anderen Konzentrationslagern zu leugnen. Auf dieses Schicksal weist eine Stätte wie das Karmelkloster in unmittelbarer Nähe des Konzentrationslagers Dachau hin. Dieses Zeugnis achten und ehren wir. Wir schmälern es nicht, wenn wir feststellen: Dachau ist nicht Auschwitz. So bitten wir die Katholiken und übrigen Christen in unserem Land, die Empfindungen des Schmerzes und des Protestes, welche das Vorhaben der Errichtung eines Karmelklosters in Auschwitz unter Juden auslösen kann, zu verstehen. Sie zeigen uns, wie gegenwärtig eine schreckliche Vergangenheit ist. Und sie mahnen uns als Gemeinschaft der Kirchen und Christen, nach friedensstiftenden Zeichen christlicher Verantwortung angesichts einer langen Schuldgeschichte gegenüber dem jüdischen Volk zu suchen und wirkliche Schritte darauf hin zu tun: Wir hoffen sehr, dass das, was in der guten Absicht der polnischen Ordensfrauen liegt, seinen Platz inmitten der Herzen und Gemeinden der Christen findet.

In: Allgemeine Jüdische Wochenzeitung (41/31), Düsseldorf, 23. 5. 1986.

c) Stellungnahme der Christen der katholischen Gemeinden hebräischer Sprache in Israel* zur Seligsprechung von Edith Stein

Sehr viele Christen freuen sich über die bevorstehende Seligsprechung der Karmeliterin Edith Stein, einer deutschen Jüdin, die im Jahre 1942 in Auschwitz ermordet wurde. Zweifellos können diese Christen die gravierenden Probleme, die diese feierliche Verkündigung mit sich bringen kann, nicht erkennen.

Wir Christen hier, die diesen Text unterzeichnen, teilen das Leben des jüdischen Volkes im Lande Israel, und so haben wir die Möglichkeit, alles, was dieses Volk empfindet und alles, was es verletzen muss, in Schärfe und Deutlichkeit wahrzunehmen. Wir haben daher die Pflicht, dies auch unseren christlichen Brüdern überall in der Welt verständlich zu machen. Wir tun dies als liebende Söhne und Töchter der Kirche, weil wir so sehr wünschen, dass diese unsere Kirche in den Augen aller der Botschaft der Liebe und der Wahrheit, die ihr anvertraut wurde, treu erscheinen möge.

Auch wir bewundern zutiefst die geistige Grösse dieser Frau, die in doppelter Hinsicht unsere Schwester ist – durch ihre Herkunft und durch ihren Glauben an den Gott Israels und an Jesus Christus. Durch seine Gnade ist sie in den Tod gegangen, treu bis zum Ende *allem*, was sie war. Aber es gibt noch andere Gesichtspunkte, die zu bedenken wichtig ist; denn sie könnten – da sie verschiedene Betrachtungsweise zulassen – missverständlich wirken:

1. Edith Stein wurde wegen ihrer Zugehörigkeit zum

jüdischen Volk getötet, nicht wegen ihres christlichen Glaubens. Sie wurde verhaftet, weil sie *Jüdin* war, auch wenn der mutige Protest der holländischen Bischöfe einen weiteren Grund zu ihrer Verhaftung lieferte. In den Augen derer, die sie deportierten, wie in den Augen ihrer unglücklichen Leidensgenossen war sie nur ein jüdisches Opfer unter vielen anderen.

Wenn man sie als Märtyrerin betrachtet, was soll man dann über die anderen Juden sagen, die in denselben Lagern den Tod fanden und ihr Glaubensbekenntnis an den Gott Israels dabei sangen? Sind nicht auch sie Märtyrer? Auch Papst Johannes Paul II. sieht sie so; denn er hat gesagt: »Sie trugen das Zeichen des Bundes und starben zur Verherrlichung des Namens Gottes.« Aber wie soll man dies zum Ausdruck bringen, ohne jüdische Brüder zu verletzen und ohne dass ein solches Vorgehen ihnen nicht als Vereinnahmung erscheinen müsste?

2. Man darf im übrigen nicht vergessen, dass diese Vernichtung der Juden in christlichen Ländern betrieben wurde und von Menschen, die zum grössten Teil Getaufte waren. Wir wissen, dass der Nazismus eine heidnische Ideologie ist, aber der Weg zur »Shoa«, zum Holocaust, ist bereitet worden durch das, was ein Historiker »die Erziehung zur Verachtung« nannte, – durch die Foltern, die Scheiterhaufen, die erzwungenen Konversionen, die Vertreibungen und die Demütigungen, durch die Jahrhunderte hindurch in trauriger Weise die Beziehungen der Kirche zum jüdischen Volk gekennzeichnet worden sind.

3. Nun müssen wir aber mit grosser Trauer feststellen, dass die Kirche noch immer nicht klar und öffentlich ihr Bedauern über die Verantwortung der Christenheit während des langen Kreuzwegs der Blutsbrüder Jesu zum Ausdruck gebracht hat. Papst Paul VI. hat die Orthodoxen und die Protestanten um Verzeihung gebeten, aber nichts dergleichen ist bis heute geschehen, was die Juden anbelangt. Man hat sich mit allgemein gehaltenen Erklärungen zufrieden gegeben. Trotz einer unbestreitbaren Verbesserung in den Beziehungen der Kirche zum jüdischen Volk, für die der Besuch des Heiligen Vaters in der Synagoge von Rom der deutlichste Beweis ist und für die wir Gott danken, gibt es noch sehr viele Punkte – alte wie neue –, die diese Beziehungen überschatten, und wir möchten auf keinen Fall, dass die Seligsprechung einer »Tochter Israels« der Anlass für eine neuerliche Kränkung sein könnte.

Es fällt uns schwer, an all diese Dinge zu erinnern, und wir vergessen sicher nicht all die Christen, die zu einem hohen Preis, manchmal unter Einsatz ihres eigenen Lebens, Juden gerettet haben (– ihre Kanonisation würde bei den Juden auf grösseres Verständnis stossen –); wir bringen diese Fakten aber erneut vor, um die Aufmerksamkeit der Verantwortlichen der Kirche auf die Komplexität und die Heikelkeit dieses Problems zu lenken.

Wir gestatten uns deshalb, drei Vorschläge zu machen:

1. Könnte man nicht einige von uns, und vielleicht sogar jüdische Persönlichkeiten – falls solche dazu bereit wären – zur Abfassung der offiziellen Texte anlässlich dieser Seligsprechung mit heranziehen?

2. Es wäre unserer Meinung nach gut, in der Person Edith Steins die enge Verbindung zwischen ihrem Martyrium und dem ihres Volkes besonders zu betonen.

3. Könnte die Kirche nicht diese Seligsprechung zum Anlass nehmen und klar ihr Bedauern ausdrücken über alle Verfolgungen, die Juden in christlichen Ländern zu erleiden hatten? So würde dieses Ereignis, das eine Quelle von Missverständnissen sein könnte, ermutigend wirken auf alle, die sich in Israel, in Rom und überall sonst der langen und schwierigen Arbeit der Wiederversöhnung zwischen Kirche und dem jüdischen Volk widmen.

* vgl. Elisabeth Hemker: Kirche in der Verkündigung in Israel, in: FrRu XIX/1967, S. 61 f.

Möge der Heilige Geist den Verantwortlichen den rechten Weg zum Besten für *alle* Kinder Gottes weisen.

Jerusalem, 2. 2. 1987, am Fest der Darstellung Jesu im Tempel.

Unterzeichner:

Dubois, Marcel, OP, Kons. am Secrétariat pour l'Unité; Professor an der Universität Jerusalem

Borg, Johanna, Lokalkomitee, Gemeinde hebräischer Sprache, Beer Sheva

Elihai, Yohanan, Pr., Lokalkomitee, Gemeinde hebräischer Sprache, Jerusalem

Espinoza, José, SJ, Lokalkomitee, Gemeinde hebräischer Sprache, Tel Aviv

Geftman, Rina, Mambre-Zentrum, Jerusalem

Gourion, J. Baptiste, OSB, Prior der Benediktiner von Abu Gosch

Pawłowski, Grzegorz, Pr., Mitglied des Komitee St-Jacques, Jaffa

Rossi de Gasperis, Francesco, SJ, Institut Biblique Pontifical, Jerusalem

Rufeisen, Daniel, OCD, Lokalkomitee, Gemeinde hebräischer Sprache, Haifa

Stiassny, M. J., NDS, Ratisbonne, Jerusalem

Thorson, Sister Lucy, NDS, President of the Ecumenical Theological Fraternity, Jerusalem

Die Dominikaner des St.-Isaias-Hauses, Jerusalem

Die Kleinen Brüder Jesu

Die Kleinen Schwestern Jesu

Sr. Marie-Madeleine, OP, Association Oecuménique, J.-L., Jerusalem/Paris

6 Der Dialog hat mehr erreicht als je vorgestellt:

Die Geschichte trennt mehr als die Theologie

Von Folco Galli (Kipa)*

Anlässlich der Verleihung des Ehrendoktors der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Basel an Dr. E. L. Ehrlich brachte die in Luzern erscheinende katholische Tageszeitung »Vaterland« die nachstehend wiedergegebene Übersicht:

In den vierzig Jahren ihres Bestehens hat die Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz (CJA) mehr erreicht, als sich Christen und Juden je vorzustellen wagten. Der Dialog muss freilich in Zukunft noch mehr in die Tiefe und Breite gehen. Diese Bilanz zieht Ernst Ludwig Ehrlich, der seit 1958 als Zentralsekretär der CJA wirkt und dem Anfang November an der Jubiläumsfeier der CJA in St. Gallen für seine Verdienste im christlich-jüdischen Dialog der Ehrendoktor der Theologischen Fakultät der Universität Basel verliehen worden ist (s. u. S. 93). Der neue Dialog zwischen Juden und Christen begann 1947 mit der Verabschiedung der Seelisberger Thesen¹, welche die ärgsten theologischen Vorurteile über das Judentum abzubauen versuchten. Auf diesem Gebiet ist seither auch vieles erreicht worden, wie Ernst Ludwig Ehrlich in einem Gespräch feststellt: Die Passionsgeschichte wird heute ohne Vorurteile erzählt, der Antijudaismus ist aus

der theologischen Literatur verschwunden, und in Predigt wie Katechese wird weitgehend kein antijüdisches Bild mehr geboten. Was hingegen noch fehlt, bedauert Ehrlich, ist eine wirkliche Kenntnis der Religion, der Geschichte und des Selbstverständnisses der Juden und damit des »jüdischen Elements innerhalb der christlichen Religion«.

Ehrlich hat aufmerksam registriert, wie Papst Johannes Paul II. »bei jeder Gelegenheit« auf die tiefe innere Verbindung zwischen Judentum und Christentum hinweist und »eindringlich« an den ungekündigten Bund zwischen Gott und Israel (Römerbrief 9–11) erinnert. Das Judentum werde durch das Christentum nicht überholt, sondern behalte trotz des durch das Christentum hinzugekommenen Elementes – »des Juden Jesus als der Christus der Kirche« – seine ihm eigene Würde. Man müsse im Respekt vor dem jeweils Eigenen neu und anders voneinander Kenntnis nehmen, und dieser vertiefte theologische Dialog sollte auch »zu mehr Mitmenschlichkeit der beiden Partner führen«.

Begegnung fehlte

Der Zentralsekretär der CJA hat oft den Eindruck, dass der christlich-jüdische Dialog als »nicht unnützliche Freizeitbeschäftigung von Hobbyisten« betrachtet wird. Dieses Desinteresse der Basis hat für ihn verschiedene Gründe. Für die jüdische Seite ist entscheidend, »dass wir eine zweitausendjährige Geschichte der Vergegnung anstatt der Begegnung hatten«. Die Kirche habe im Zusammenwirken mit dem Staat die Juden bis zu ihrer Emanzipation im 19. Jahrhundert unterdrückt, was ihnen natürlich das Interesse am Christentum verleidet habe. Erst nachdem die Juden in die europäische Gesellschaft integriert worden und von Fremden zu Mitbürgern avanciert sind, ist die Voraussetzung für einen Dialog da.

Für die christliche Seite spielen nicht die jüdischen Zeitgenossen die entscheidende Rolle, so Ehrlich, sondern das Judentum als geistiges Phänomen. Wenn sich Christen mit der biblischen Überlieferung befassen, werden sie notwendigerweise auf das Judentum verwiesen: »Man bekommt die Juden einfach nicht aus der Bibel heraus.« Die Nationalsozialisten, deren Herrschaft Ehrlich am eigenen Leibe zu spüren bekam, hätten dieses jüdische Element im Christentum früher als die Christen erkannt und infolgedessen auch das Christentum bekämpft. Für die Christen bestehe hier ein gewisser Nachholbedarf, denn das Wissen um ihre Herkunft sei für ihr Selbstverständnis bedeutsam.

Um die Basis wirklich zu erreichen, müssten die Anliegen des christlich-jüdischen Dialogs in die Ausbildung der Theologen integriert werden. Die Tätigkeit des Instituts für jüdisch-christliche Forschung in Luzern allein genügt nach Ansicht Ehrlichs nicht. Vielmehr müssten »an allen katholischen und evangelischen Fakultäten Vorlesungen von jüdischen Gastdozenten stattfinden, und zwar nicht nur als Dessertfach«.

Durch Geschichte getrennt

Immer wieder wird betont, dass der christlich-jüdische Dialog nicht zum Synkretismus führen darf. Die Christen dürfen nicht den Juden zuliebe ihre Christologie aufgeben, und ebenso können die Juden nicht den Christen zuliebe in Jesus mehr als einen bedeutenden Juden in der Nachfolge der israelitischen Propheten sehen. Entscheidender als solche theologische Differenzen scheint Ehrlich jedoch die Trennung durch die Geschichte von 2000 Jahren, wie er an einigen Beispielen veranschaulicht. So bedeuteten die Kreuzzüge für die Christen der Versuch, die Heilige Stadt Jerusalem von den Muslimen zu-

* »Vaterland«, Nr. 10, 6. 12. 1986.

¹ s. FrRu III (8/9), 9, 11; XVI/XVII, 54.